

# Im Kampfe mit Franktireurs.

(Kriegsroman von Adolf Hensel.)

(14. Fortsetzung und Schluß.)

Der Eintritt des Doktors unterbrach die Unterredung.

„Entschuldigen Sie die Störung! Schwester Marie wird in Zelle 15 verurteilt.“

Kaum hatte die Grefine das Zimmer verlassen, so händer die Schwester Marie ein Schächtelchen ein, mit der Weisung, es im Kleid wohl zu verpacken.

Eine Pille hatte er zuvor entnommen. Während die Grefine den Kopf des Fiebernden aufstichte, schloß er dem Kranken die Pille ein.

„Jetzt rasch noch der Verband!“

Weit geschickter Hand löste er die Binden, befreite die schlecht aussehende Wunde mit einem Pulver und schloß mit frischen Binden den Verband.

„Die Schwester wird bald zurückkehren, sie braucht mich hier nicht mehr zu finden.“

Und schnell, wie er gekommen, verschwand er.

Wie der Ertrinkende sich an einen Strohhalm klammert, so richtete die junge Grefine ihr ganzes Hoffen auf das geheimnisvolle Mittel des Unterarztes. Ihre Blicke folgten nach dem Geliebten und forschten mit ängstlicher Hast nach jeder Regung, nach jedem Zeichen in dem bleichen, starren Antlitz. Dadurch wurden die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Ewigkeiten und endlos das bange Harren auf einen leichten Schimmer der Besserung.

Stunde auf Stunde verrann — immer noch kein Anzeichen der Wandlung. Endlich eine Bewegung! Der Kranke wird unruhig, sein Körper glüht, der Puls fiebernd.

Eine neue Angst kam über die Komtesse, sie sandte die Schwester zum Arzt.

Aber was Gécile mit Sorge erfüllte, erschien dem Doktor als ein günstiges Zeichen. Er nickte der Grefine beruhigend zu.

„Eine plötzliche Reaktion! Vielleicht zum Guten! Geben Sie dem Kranken zu trinken.“

Und sich der Komtesse unauffällig nähernd, flüsterte er ihr zu: „Jetzt rasch noch eine Pille! Das Mittel wirkt!“

Während er die Schwester beiseite nahm und ihre einige Weisungen gab, befolgte Gécile sein Gebot.

Ein Krankenwärter rief den Unterarzt ab. Der Grefine war gekommen und verlangte nach ihm.

Im Ordinationszimmer ging der Grefine auf und ab. Ein kleiner, hagere Herr mit gelbem Teint und schwarzen Haaren — unter den dunklen Brauen blühte ein Paar erregter Augen.

„Wo stehen Sie denn in Rücksicht auf die Kranke?“

„Ihre Dienst ist hier, nicht bei den Kranken. Verstanden?“

Der junge Arzt blieb gelassen. „Das weiß ich, Herr Stabsarzt! Ich habe einem dringenden Auftrage Folge geleistet, da von den Kollegen niemand abkömmlich war.“

„Was gab's denn Wichtiges?“

„Die Verlobte des Rittmeisters Werner ist eingetroffen und wollte durchaus einen der Ärzte sprechen.“

„Das steht uns noch — solche weibliche Besorgung mit dem üblichen Gewinne!“

„Die Dame ist sehr gefasst.“

„Sie haben ihr doch keinen Wein eingeschickt?“

„Ich habe ihr gesagt, daß Sie den Kranken für verloren geben.“

„Hören Sie mal, Sie Reuling, das klingt ja, als ob auch Sie eine Meinung über den Fall haben.“

„Die hab' ich auch.“

„Oho, da bin ich aber begierig!“

„Ich halte den Fall für nicht ganz hoffnungslos.“

Der Grefine sagte: „Fieber! Schweiß! ... Unglaublich!“

„Es ist so, Herr Stabsarzt. Der Kranke ist wie aus dem Wasser gezogen.“

„Das wäre ja eine Krise, eine ganz überraschende Krise! ... Sagen Sie der Grefine, ich komme selbst!“

Dr. Winter hatte mit innerem Frohsinn den Bericht der Schwester vernommen. Obwohl er seinem Vorgesetzten gegenüber nichts merken ließ, entging diesem doch nicht das stolze Aufleuchten in den Widen des Unterarztes.

„Hoffen Sie nicht zu früh, mein Vetter! ... Der Arzt muß Zweifel sein, sonst erlebt er Enttäuschungen über Enttäuschungen. Werken Sie sich das!“

„Mir ist es schrecklich, immer durch die schwarze Brille zu sehen. Der Chirurg braucht Licht, viel Licht, und auch der Mediziner kann es nicht entbehren, will er den Kranken nicht verweigern lassen!“

„Sie sind unerbesserlich! ... Kommen Sie jetzt. Der Fall Werner beginnt mich zu interessieren.“

In dem Zimmer des Kranken sah Gécile mit begreiflicher Spannung und nicht ohne Sorge dem Besuch des Grefines entgegen. Hatte für sie auch die plötzliche Wandlung im Zustand ihres Verlobten etwas Tröstliches, so war sie doch nicht ohne Sorgen, wie der erfahrene Arzt jene aufnehmen würde. In dem glücklichen Alter der Jugend jedoch, wo man immer hofft und jeden hübschen Sonnenstrahl mit frohen Widen begrüßt, flog ihr Herz dem sanften Schimmer neu aufdämmernder Hoffnung entgegen.

Dieses Gefühl vertiefte ihrem Keufern, das bisher unter dem lähmenden Druck eines unaufhaltsamen Zusammenbruchs ein erregendes Bild tiefer Trauer bot, wieder Leben und Farbe. Die Gestalt strahlte sich, die Wangen röteten sich und in den Augen spiegelte sich das Aufblühen eines schon begabenen Glüdes.

Der Stabsarzt blieb an der Schwelle wie gebannt stehen. Er, der sonst keine wichtige Regung kannte, der jeder Berührung mit Frauen sich aus dem Wege gegangen, stand hier zum erstenmal unter dem Eindruck des ewig Weiblichen.

Der Kranke war vergessen. Die hohe, schöne Pflasterin mit der edlen, graziösen Haltung, dem bewogenden Ausdruck des feingebildeten Geistes, den seelenvollen Augen, die ihn wie eine Vision, die ihn der Wirklichkeit entrückte. ...

„Stabsarzt Konneberg — Komtesse Newille!“

Wie war ihm eine Höflichkeitstheorie störender, widerwärtiger gekommen. Er blinnte den Störer feindselig an.

Erst als die Grefine mit freundlichen Worten den „medecine en chef“ begrüßte und zu dem Kranken suchte, fand Dr. Konneberg sein Gleichgewicht wieder. Interessiert wandte er sich dem Kranken zu und ließ sich, während er den Puls fühlte und die Temperatur maß, über die Wendung in dessen Befinden berichten.

„Ein ganz abnormer Fall! In meiner Praxis noch nicht vorgekommen. Ich stehe — ich betenne es aufrichtig — vor einem Rätsel.“

„Und glauben Sie, Herr Doktor, was Gécile schüchtern ein, daß wirklich Hoffnung auf Rettung ist?“

„Wenn die Krise anhängt, sicherlich. Natürlich muß alles getan werden, sie zu fördern. Die Schweißkur muß stundenlang fortgesetzt werden. Sie bleiben zur Stelle, Dr. Winter, und überwachen den Kranken dienst. Sobald der Schweiß nachläßt, kommt der Kranke in ein warmes Bad mit 30 Grad, nach 5 Minuten abtemperieren, dann eine kalte Abwaschung, frische Wäsche. Der Kranke wird in einen ruhigen Schlummer fallen. Wenn er erwacht, erhält er kräftige Nahrung, aber vorsichtig. Ein Glas Champagner wird ihm gut tun. Uebrigens bin ich bis dahin wieder hier.“

Die Komtesse reichte dem Arzt die Hand und dankte ihm mit einem warmen Blick.

„Sie haben bestätigt, was ich leise zu hoffen wagte. Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich fühle!“

„Ja begreife es Komtesse!“

Als der Grefine sich zum Gehen wandte, fing er einen bedeutungsvollen Blick der Grefine auf, der seinem Unterarzt galt.

Das gab ihm viel zu denken. In seinem Zimmer ließ er sich die ganze Krankheitsgeschichte durch den Kopf gehen und schenkte der plötzlichen Wendung jetzt erst eine eingehendere Beachtung, die ihn zu einem stetig wachenden Verdacht gegen Dr. Winter führte.

„Sollte der Grünlings es gewagt haben, mir ins Handwerk zu pfuschen? ... Dieses läche Aufblühen neuer Lebenskräfte in dem erschöpften Körper, dieses mächtige Aufblühen der Organe gegen das verberzende Gift, dessen untrennbares Aussehen aus den Gefäßen — kommt nicht von ungefähr. Hier ist ein äußerer Einfluß im Spiel! Aber welcher?“

Dr. Konneberg sann hin und her. Plötzlich fuhr er von einem Gedanken erfüllt in die Höhe.

„Das ist's! rief er erregt. „Eine andere Erklärung ist nicht möglich.“

Aber Vorsicht! Die Sache muß sehr fein angefaßt werden.“

Seine Hand legte die Klingel in Bewegung. Dem eintretenden Diener befohl er, Schwester Marie zu rufen. ... Mit dieser hatte er eine lange Unterredung. ...

Gécile war seit der ermutigenden Aussage des Grefines in gehobener Stimmung und voll dankbarer Gefühle gegen den, der ihr den Geliebten vom sicheren Tode errettet.

„Was kann ich tun, um Ihnen diese Gratulatio zu lohnen?“ wandte sie sich an den jungen Arzt. „Sie haben alle Voraussetzungen Ihrer Kollegen hinreichend gemacht und mutig die Folgen Ihres Tuns auf sich genommen. Dafür gebühre Ihnen mehr als ärmlischer Dank!“

„Sie vergessen, Komtesse, daß ich ohne Sie niemals imstande gewesen wäre, mein Mittel an dem Patienten zu erproben. Ihr selbstvertrautes Vertrauen zu mir, zu meiner Kunst ist es gewesen, das den gewagten Versuch ermöglichte.“

„Wenn auch, Sie sind der Retter meines Verlobten, und ich hoffe, Mittel und Wege zu finden, Ihnen den unschätzbaren Dienst zu vergelten zu können, wie er es verdient.“

„Ich bitte Sie dringend, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Ich habe Ihnen schon angedeutet, welche Folgen für mich entstehen, wenn meine Einmischung in den Krankheitsprozeß bekannt wird.“

„Aber Sie können doch unmöglich auf die allgemeine Anwendung eines Heilmittels verzichten, das sich so glänzend bewährt hat, eines Mittels, das für die Menschheit die größte Wohltat bedeutet!“

„Solange ich in militärischer Stellung bin, muß ich davon absehen.“

„So quittieren Sie den Dienst!“

„Das geht nicht! Ich bin von Haus aus mittellos und habe in der Kaiser-Wilhelm-Akademie, der ärztlichen Bildungsanstalt in Preußen, meine Ausbildung genossen. Dafür mußte ich mich zu mehrjährigem Dienst in der Armee verpflichten.“

„Sie sind also gebunden! Das ist schade!“

Dr. Winter, dem das Thema peinlich war, suchte abzulenkten.

„Sehen Sie doch, Grefine, unser Kranke rührt sich. Ist es nicht, als ob er leicht die Lider bewegt?“

Jetzt galt die Aufmerksamkeit Géciles wieder ungeteilt dem Kranken. „Sie haben recht, Herr Doktor“, flüsterte sie bewegt. „Auch an den Lippen macht sich ein Zucken und Leben bemerkbar. Ob ich ihn ein wenig aufreichte?“

„Tun Sie das und süssen Sie ihm, wenn er den Mund öffnet, lösliche Champagner ein.“

„Oh, wie tölplich ist es, Samaritanern zu sein!“ kam es in gedämpfem Jubel aus Géciles Mund, als der Patient gierig den gereichten Kranke schlürfte.

„So, jetzt einige Zeit Ruhe!“ mahnte Dr. Winter. „Der Appetit wird sich bald melden. Ich wette, unser Patient wird ein zartes Täubchen nicht verschmähen.“

Die Schwester trat ein und ersuchte den Unterarzt, zu Dr. Konneberg zu kommen. ...

Der Stabsarzt war in eifrigem Gespräch mit einem Offizier und überhörte den Eintritt seines Untergebenen. Dieser entnahm aus der Unterredung, daß der Besucher ein Freund des Rittmeisters war.

Als der Dragoner die Anwesenheit eines Dritten bemerkte, brach er das Gespräch ab. Der Stabsarzt stellte die Herren einander vor.

Die freundliche Art und Weise, mit der es geschah, war ihm an dem mürrischen und zurückhaltenden Grefine fremd.

„Sie kommen ja von oben, lieber Winter, und können dem Herrn Oberleutnant gleich mit dem neuesten Stand der Krankheit dienen.“

„Wofür ich Ihnen sehr dankbar wäre“, fiel Graf Eberstein ein. „Als ich meinen Freund und Kameraden das letztemal sah, lag er in wildem Delirium, ohne jede Aussicht auf Genesung. Jetzt höre ich zu meiner freudigen Überraschung, daß in seinem Befinden eine bedeutsame Wendung eingetreten ist. Ist dies so, daß man auf völlige Wiederherstellung hoffen darf?“

„Das letztere zu bejahen, wäre verfrüht. Aber eine direkte Lebensgefahr besteht nicht mehr. Wenn alles so weitergeht wie jetzt, dürfen wir hoffen, daß der Patient in vier Wochen das Bett verlassen kann.“

„Also eine Freundschaft!“

„Das trifft sich gut. So lange werden wir hier noch am Platze bleiben.“

„Wir können Ihnen ja“, wack der Grefine ein, „wenn Sie eine Ordination schicken, täglich Bericht zukommen lassen.“

„Das nehme ich mit Dank an. Auf Wiedersehen, meine Herren!“

Kaum hatte der Dragoner das Zimmer verlassen, so sagte der Stabsarzt den jungen Mediziner an der Schulter.

„Na, hören Sie mal, Sie tun gerade, als ob Sie der Papsch selbst wären.“

„Ich verstehe nicht, Herr Stabsarzt!“

„Nun, Sie sprechen da mit einer erklaunlichen Unselbstheit von der Wiedergenesung des Rittmeisters. Das kommt mir verdächtig vor.“

„Die Anzeichen der Besserung sind so klar, daß der Schluß ziemlich leicht ist.“

„Gewiß. Aber die sichere Art und Weise, wie Sie den Fall nehmen, läßt auch eine andere Deutung zu“, bemerkte der Grefine mit harter Betonung.

Dr. Winter fing den scharfen, forschenden Blick auf, den sein Vorgesetzter auf ihn richtete, und geriet in Verlegenheit.

„Hand aufs Herz, Dr. Winter! Sind Sie ganz unbeteiligt an der Krise, die der Kranke durchgemacht hat?“

Ein schwerer Kampf entstand in des jungen Arztes Seele. Sollte er das sorgsam gebütete Geheimnis verraten und sich der Möglichkeit einer folgenschweren Maßregelung aussetzen oder offen und frei bekennen, daß er eigenmächtig in die klinische Behandlung eingegriffen hatte?

Würde er dadurch nicht dem Leid und der Willkür seiner Kollegen verfallen, die es in der Hand hatten, ihn als Pflücker zu brandmarken! Denn wer würde ihm glauben, daß die günstige Wendung durch seine Einmischung eingetreten sei? Es würde nicht mehr einfach heißen: die gesunde Natur des Kranken hat schließlich den Sieg davongetragen!

Der Stabsarzt ahnte den Widerstreit, der die Brust Winters beschwerte.

„Wird es Ihnen so schwer, Vertrauen zu mir zu fassen?“

Der warme Ton, der durch die Worte des Grefines klang, ging Dr. Winter zu Herzen. So hatte der Stabsarzt noch nie mit ihm gesprochen, und als er jetzt dessen Augen voll Güte und Wohlwollen auf sich gerichtet sah, war es mit seinem Widerstand vorbei.

„Nicht wahr, lieber Winter, Sie haben ein bißchen Vorbeugung gespielt? Ist es so?“

„Ja, Herr Stabsarzt! Ich hab' es in letzter Stunde mit meinem Mittel versucht, aber nur mit ausbrüchlicher Einwilligung der Komtesse, tom es erleichtert von den Lippen des Unterarztes.“

„Es war ein gewagtes Spiel! Sie haben es gewonnen, daran ist nicht zu zweifeln — aber Sie dürfen Gott danken, daß keiner Ihrer jungen Kollegen von dem Experiment etwas weiß; sie sollen es auch nicht erfahren! Die ganze Affäre muß unter uns bleiben.“

„Ich danke Ihnen aus vollem Herzen, Herr Stabsarzt, für die vorurteilsfreie Auffassung und gütige Beurteilung meines Eingriffes. Nur eins macht mir Sorge. Ist es nicht schade, wenn ein Mittel, das sich so gut bewährt, toigeshwiegen wird? Ich bin gewiß nicht anmaßend, aber ich denke, es müßte sich doch ein Weg finden lassen, ihm freie Bahn zu schaffen.“

„Daran habe ich selbst schon gewacht, Sie Weißer! Der derzeitige Lazarettendienst wird uns noch zum Lieberlauf mit derartigen Fällen beschäftigen, und dann will ich der erste sein, der Ihr Mittel probiert, und, wenn es sich erprobt, für den Urheber eintreten und für das Mittel selbst werben.“

„Das wollen Sie tun?“ rief Dr. Winter überströmenden Gefühls und neigte sich auf die knochige Hand seines Chefs.

„Nur keine Gefühle!“ wehrte dieser ab. „Hoffen wir daß sich Ihre Voraussicht bestätigt. Dann wollen wir weiter sehen!“

Und Tage vergingen in aufopfernder Pflege, in liebevoller Sorge und leisem Hoffen, bis über die starren Züge des Kranken der erste Schein wiederkehrenden Bewußtseins schlich, bis das Auge sich langsam öffnete und unsicher und tastend durch den Nebel irrte, der das Schweremögen bedeckte, bis der Schleier wich und ein klarer Strahl des Erkennens auf die Frau fiel, die an dem Bette wachte.

„Gécile!“ kam es kaum hörbar über die Lippen des Mannes.

„Ja, mein Freund, ich bin bei dir!“ Ihre Stimme zitterte. Schauer des Glücks durchzitterten sie.

„Sie fasste die Hand des Kranken und nun ging ein Leuchten über sein Gesicht — er ward sich ihrer Nähe bewußt. Ihre Stimme, ihr Atem, ihre Berührung strömten ihm Leben zu, er schöpfte daraus Kraft und Wärme.“

Und sie, die Glückliche, stürzte diesen Vorgang mit keiner Bewegung, keinem Wort. Ruhig blieb sie an seiner Seite, mit dem geschärfsten Blick der Liebe jede Regung überwachend und geduldig harrend auf einen fragenden Blick, einen leisen Wunsch.

Der Kranke blieb aber still. Dem kurzen Erwachen folgte ein sanfter Schlummer. Friedlich lag sein Haupt in den Kissen, ruhig und regelmäßig ging der Atem, eine leichte Röte huschte über die bleichen Wangen und die Lippen umspielte das Lächeln eines glücklichen Träumers, um def-

sen Haupt eine holde Zukunft ihrer goldenen Fäden spinnt.

(Schluß.)

## Ein Gnadenerlaß

Stizze von Gatti Asken.

Auf dem Marktplatz des offenen sächsischen Städtchens Ludwigsfelde, welches, dank seiner unmittelbaren Nachbarschaft mit der russischen Grenze, kurz nach Ausbruch des Weltkrieges von den Feinden besetzt worden war, hielt der Befehlshaber der Russen von hohem Rufe herab folgende Ansprache:

„Meine Herren! Es ist erwiesen, daß heute früh im Bereiche der eingekommenen Stadt ein Schuß gefallen ist. Vierzig angefehene Bürger des Ortes, deren Namen schon auf Liste sind, sollen daher heute vor Sonnenuntergang erschossen werden. Sie werden, meine Herren, die Großmut zu schätzen wissen, daß ich Zahl so niedrig ansetze, statt ganze Stadt in Brand zu stecken.“

In ohnmächtiger Wut, die Hände an den Hofentischen geballt jagten die Männer, ihres Fladern in den Augen, die Frauen ihrem Heim zu. Wählte doch niemand von ihnen, daß und ob dieser erwiehene Schuß gefallen sei und wie das grauhäutige Los des offenen Mordes treffen sollte.

Aber der Befehlshaber des Russenregiments vertrat, wo es geboten schien, nicht nur theoretisch die Ansicht, daß historische Wahrheiten immer durch die Unmöglichkeit eines Widerspruchs erzeugt werden. ...

Ueber die sonst so stillen Gassen, die müde und gähmend wie grau eisende Regen aus der Kleinstadt rannen, schob sich der aufgeschwemmte Volkshaufe. Dann vorüber an dem jähren, toten Wasser eines engen Kanals, auf dem in trüger Mittagsbrut, schlummernden Mäusen gleich, ein paar weiße Segel ruhten. Weiter draußen mühten sich etliche alte Weiblein, dem wirren Gerante am Erdboden einige letzte Herbstfeldfrüchte abzugewinnen und von irgendwoher aus der Ferne scholl ein stausisches Volkslied, eine jener seltsam schwermütigen Weisen, mit denen die litauischen Flößer der ganzen Niederung am Feiertag das Hin- und Herbieren der spandharmanita zu begleiten pflegen.

Der Stadt eine knappe halbe Stunde entlaufen, wuchs dort eine zage Willensbedingung empor. Es sagte ihrer Bewohner zu, daß der Wind ihrer Freiheit genug wehe, tief in die alten Linden und Akazien hineinzufliegen, um darin, sonderlich raunende Zwiesgespräche führend, hängen zu bleiben, bis sein größter Bruder Sturm ihn dann und wann einmal gegen eine Häuserwand warf und so zum Zeugen seiner lärmenden Werbelenzen um Viebelvorsprünge oder Dachtraufen machte.

Vor einem kleinen Landhause, das aus seltsam fremdblickendem Garten mit geschlossenen Fensterräden in den Mittag hinausströmte, machte die wandernde Volksmenge halt. Einer trat vor, läutete und bat um Einlass.

Drinnen impfung sie ein schlanker, noch junger Mann. Sie taunten ihn alle, ihren Amtsrichter, und hatten es lange vor dem Kriege geahnt, daß seine fest zusammengekniffenen Lippen um etwas schwiegen, was seinen überaus nervösen Gesichtszügen nicht zu verheimlichen gelang: ein schweres, körperliches Leiden. Und ihm vor Seite seine blonde Frau mit den weit über alle Dinge hinwegschweifenden Augen, die die Welt durchstehend nach den Schänen ihrer Schönheit abzutasteten suchten.

„Ich weiß, weshalb Ihr zu mir kommt, liebe Leute. Aber heute kann ich Euch nicht mehr heißen! Ich gehöre selbst zu den vierzig Auserwählten.“

Des Richters Stimme war unbewegt, wie vor den Schranken, und nicht die geringste Veränderung seines gleichsam in sich selbst zurückfließenden Antlitzes, wies darauf hin, was in seiner Seele vorging.

Die Menge, die ihren zornigen Schmerz vor diese ihnen höchste irdische Inflation getragen, um einen Rettungsring zu erhaschen, sah sich allein und erdormungslos dem Unglück preisgegeben, wie Blinde, die auf fremder Landstraße ausgelegt werden. Doch der Gedanke an das drohende Unheil regte über ihre Entscheidung und machte sich in einem weithin lösenden, immer mehr an schwollenden Jammergeschrei Luft.

„Ich will Euch alle zu retten versuchen“, und das weiße, stillenste Gesicht der jungen Frau des Amtsrichters zuckte und bebte, begleitet mich zum Russengeneral, ich will für Euch bitten — ich.“

Zehn Minuten, nachdem die schöne Frau das Bürgermeisterhaus am Markt betreten, das der Befehlshaber der Russen zu seiner Wohnung ausgewählt hatte, kam der General, von ihr begleitet, zum zweiten Male auf den Platz hinaus und hielt an die draußen verammelte Volksmenge nochmals eine Ansprache:

„Meine Herren! Ihr Verdank eurer lebenswichtigen Fürsicht werden die Gnade, welche ich an Euch zu üben gedente. Obgleich erwiesenermaßen ein Schuß gefallen ist, werde ich die vierzig Bürger, deren Namen auf der Liste sind, nicht erschließen, sondern in nieseherener Großmut nur mit Knute schlagen lassen. Und zwar soll, Symmetrie wegen, jeder gerade vierzig Schläge haben. Angenehme Zeit ist, wie befohlen, Sonnenuntergang. Dort hier, elbst auf Marktplatz.“

Es war der blauen Frau Amtsrichter gewesen, als ob die Augen des Kriegsmannes einen klüchtigen Augenblick lang während seiner Rede ironisch an ihr vorübergestreift wären. Aber ihr blieb keine Frist, darüber nachzusinnen.

Je weiter der Sonnenball seinen Tagesweg hinunterstiegt, um so stiller ward es in der dem Kriegsbegrüßungsgeschichte kleinstädt. Bei vielen ihrer Bewohner ging die Verzweiflung allmählich in resignierte, trübe Stumpfheit über, wie sie Schwerkriegsregeln zu sein pflegte. Andere hatten bange Stunden in der Kirche verbracht, mit Gott hadend, oder in der mystischen Verzückung höchster Weisheit immer noch auf ein Wunder hoffend. ... Während die vierzig Bürger doch bereits seit mehreren Stunden gefangen genommen waren.

Braunroter Abendnebel stichweise auf dampfenden Widen und in trüben Sträuchern hängend, wie milchige Urzeitpimmeeen. Der Frühherbst lag stark rasch dahin. ...

Und auf dem Marktplatz der schwergeprüften Disziplinierung hob ein seltsames Leben an. Schlep-penden Schrittes, oder wie von Furien gepeinigt, nahen die Armen, deren Liebtes auf Erden, Vätern, Gatten, Verlobte, Söhne und Brüder der gräßlichen Schmach einer öffentlichen Prügelsstrafe ausgelegt werden sollten.

Die Frau des Amtsrichters war auf den vorstehenden Steinfluren eines altertümlichen Hauses niedergesunken. Es hatte sie nicht in ihrem Heim geduldet, trotz der Bitten ihres Mannes, ihn zu Hause zu erwarren. Tiefen Gram in den Zügen, jagten Erinnerungen lange vergangener Zeiten, beglückende und untröste, wild gewordenen Hoffen gleich, durch ihr Hirn. Dann wieder konnte es wie das Läuten silberner Gloden in ihren Ohren. Sie stand irgendwo, weit über der ganzen Welt, auf hohen Bergen, über die das Weiß des Mondes sich verströmte und inbrünstige Sehnsucht durchglühte ihr Sein. ...

Run trat der Befehlshaber auf den Balkon seines Häuschens und erteilte in seiner zurgelinen, barbarischen Muttersprache kurze Befehle. Und einer der Kosaken, die in der Mitte einen geschlossenen Kreis bildeten, begann in den gleichen Lauten einzelne Sätze auszusprechen. Er zögerte. ...

Die Augen der Angehörigen, die auf die Minute der Erlösung harrend, so eng an den Mauern der Häuser lehnten, als wollten sie sich in das fühllose Steinwerk hineinver-treiben, begannen zu flammern, ihr Mund verzerrte sich in wildem Haß. Sie knirschten mit den Zähnen, ballten die Fäuste. ...

Aber die Erlösung kam, früher, viel früher, und anders, als je erhofft. Noch ehe das reussische ausgekugelte Mörkertament — für halbstaatliche, auf vielen Straßen selbst noch halb kirchliche Herden erlaubend — die Lebenspeitsche in deren Fäden weiltücheln eingeschickt sind, — als ewige unauflöslliche Schmach für Rußland, auf die wehrlos überfallenen friedlichen Grenzbesitzer dieser gemarterten Provinz niedergescholl war, erlangen plötzlich, wie auf Zaubermagi, die Klänge eines preußischen Reitermarsches. ...

Die Volksmenge, ein einziger Wille der Begeisterung, orängte vor. Ichob sich, trotz verzerrt aufblühender Schäfte der Russen, als Keil in den Kosakentreis.

Rings in der Runde sind die Fenster entschloßen. Ein grünlich sahes Licht verbreitet sich über dem Platz und erschert dieses Schauspiel: Am Boden bündelnde Schattengefalten, mit fliegenden Haaren, und Pelzmützen auf dem Kopfe, eine blonde Frau am Arm ihres totenleichen Mannes, die mit erhobenem Arm nach dem Balkon des Bürgermeistershauses emporweist. Und einige Augenblicke später der russische General entwarf ein, als Gefangenentwischen zwei preußischen Reiten, und immer noch rief er mit seiner überemenschlichen Stimme nach seinen Untergebenen, aber die sind wie Geisterpust im Ru verweht, vor einer kleinen, versprengter deutschen Soldatenabteilung davonogelaufen, gleich ertappten Verbrechern. ...

— Woschaft! Affessor: Nun, Inäädigte, wie finden Sie mich?

Dame: O, Herr Affessor, Ihnen steht zum Salonlöwen weiter nicht als die Wähne!

— Wiffig. Frau: „Wo ist meine Mutter?“

Mann: „Zum Zahnarzt, um sich einen — Giffzahn ausziehen zu lassen!“